



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 10. März 2024, 08.40 Uhr

Eingebrochen und gewachsen  
Erfahrungen aus der Zeit des Stillstands  
Von Irene Dänzer-Vanotti

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Alles war plötzlich anders. Vor vier Jahren begann der erste Lockdown. Corona dominierte das Leben. Beziehungen zu Menschen jenseits des eigenen Haushalts mussten überwiegend aus der Ferne gestaltet werden. Das bedeutete Einsamkeit für viele Menschen. Es gab Angst vor der Krankheit und vor einem qualvollen Tod. Und es blieb nicht bei Ängsten. Das Corona-Virus hat weltweit unendliches Leid verursacht und existentielle Fragen aufgeworfen. Dabei fehlte oft Trost, wo er besonders notwendig gewesen wäre: Monatelang wurden keine Gottesdienste gefeiert. Die Corona-Phase vertiefte die ohnehin schwelende Krise der Kirchen. Wer in dieser Zeit merkte, dass es am Sonntag auch ohne den Gottesdienst ging, der kam nach dem Ende aller Beschränkungen nicht mehr selbstverständlich zurück.

Und dennoch: Vielen Menschen bot das erzwungene Innehalten Raum für neue Entwicklungen und Ideen. Wie es nun mal geschehen kann bei Unterbrechungen. Wie gesagt: geschehen kann, nicht muss. Es soll an dieser Stelle auch nicht um eine moralische, gar politische Bewertung jener Ausnahmezeit gehen, die nun vier Jahre später bei vielen schon wieder so lange her zu sein scheint, dass sie sich nur noch schwer daran erinnern können oder wollen. Im Rückblick betrachtet, könnte man versucht sein zu sagen: Damals gab es vor allem nichts als die Corona-Krise, die das Leben beherrschte. Dabei war es *eine* Krise, denn die anderen Krisen waren ja nicht vollends weg - die Klima-Krise oder die globale Hungerkrise zum Beispiel. Aber im Vergleich zur unübersichtlichen Situation der Poly-Krise heute, in der sich viele Krisen überlagern, verkeilen, zum Teil gegenseitig noch verstärken und damit die Gesamtlage zusätzlich kompliziert machen, war die Corona-Krise für viele Menschen eine Zeit, in der es für den Umgang mit der Krise zumindest Verhaltensregeln, Maßnahmen, Verbote, Gebote und auch Angebote gab. Man könnte in der Rückschau und mit Blick auf die heutigen Krisen sogar versucht sein zu träumen: Ein Impfstoff gegen Krieg und Gewalt, eine Schutzmaske gegen Hass und Hetze, breit akzeptierte Regeln für ein friedliches Miteinander und nachhaltiges Wirtschaften. Doch die Corona-Krise hat die Welt nicht schnell und radikal zum Positiven verändert. Vieles war nichts als Wunschdenken. Gleichwohl bleiben eindruckliche und zugleich irritierende Bilder aus dieser Zeit in Erinnerung:

Ein Papst in der Passionszeit 2020 mit einem mittelalterlichen Pestkreuz auf dem menschenleeren Petersplatz, verlassene Kinderspielplätze umzäunt mit rot-weißen Absperrbändern, klares Wasser in den Kanälen von Venedig, Fußballspiele in Rostock, Kiel, Hamburg und Hannover vor leeren Rängen, Geistliche auf Traktoren, Weihnachts-Gottesdienste in der Scheune, inklusive duftendem Heu und Tieren.

Jetzt, vier Jahre später, da viele Menschen den Eindruck haben, die Welt drehe sich mittlerweile schneller als vor der Corona-Krise, kommen womöglich Gedanken hoch, die nach vorne gerichtet sind und zugleich zurück.

Es gibt diese Momente der Sehnsucht. Sehnsucht nach der Stille, nach der Ruhe, nach Unbeweglichkeit, die gefordert, die aber auch gestattet waren, wochenlang. Im Sessel sitzen, aus dem Fenster schauen, Langeweile aushalten. Einfach sein. Im Rückblick hat das eine starke, verlockende Seite. Denn die Angst vor der Krankheit, vor einem qual-

vollen Tod auf der Intensivstation, die Sorge, andere anzustecken, diese Ängste empfinden wir heute nicht mehr. Wie gesagt: Wir erinnern uns sogar kaum noch daran.

Vor vier Jahren, am 22. März 2020 hat die Bundesregierung den ersten Lockdown verhängt. Mit Blick auf die zahlreichen Aktivitäten eines von hektischer Betriebsamkeit geprägten Lebens wurde quasi über Nacht die Notbremse gezogen. Jeder einzelne Mensch musste „Die Welt auf Abstand halten“, wie es später in einem Filmtitel hieß. Jede, jeder war in fast brutaler Weise mit den Licht- und Schattenseiten der eigenen Existenz konfrontiert.

Wer in einer Beziehung oder Familie lebte, in der alle sich gegenseitig unterstützten, jedenfalls soweit das überhaupt rund um die Uhr ohne Fluchtpunkte möglich war, konnte in schwieriger Zeit durchaus auch Neues und Erfüllendes erfahren. Wer allein war, war wirklich allein. Für die, die beengt wohnten, mit Erwachsenen und Kindern in einer zu kleinen Wohnung, für die schienen die Wände noch weiter zusammen zu rücken. Wer sich überfordert fühlte von der Notwendigkeit, Kinder durch den Online-Unterricht zu lotsen, die eigene Arbeit am Computer zu erledigen und zu einer Zeit im Supermarkt einzukaufen, in der niemand anders auf dieselbe Idee kam und daher auch Einsamkeit vor den Regalen herrschte, für alle diejenigen war das Leben noch anstrengender als sonst. Die Mühen konnten aber auch immer wieder vom warmen Gefühl unterbrochen werden, eine Notgemeinschaft zu bilden, die der Welt trotzt. Not macht solche Erfahrungen möglich. Im Erfahrungshorizont einer modernen Gesellschaft sind solche Situationen normalerweise individuell – verursacht von Krankheit oder Unglück. Als kollektive Erfahrung über einen langen Zeitraum hinweg waren sie – zumal für die Nachkriegsgenerationen – neu. Da kommt bei näherer Betrachtung auch subjektiv Empfundenes in den Sinn:

Die Erinnerung von Andrea S. zum Beispiel ist hell. Morgens musste sie das Haus nicht verlassen. Ihr Arbeitszimmer machte seinem Namen einmal Ehre – sie konnte dort tun, wozu sie sonst 15 Kilometer weit ins Büro fahren muss. Ihr damals 14jähriger Sohn saß im Nebenraum an seinem Computer. Mittags kochte sie. Gemeinsames Essen, unter der Woche! Das hatte es schon seit Jahren nicht mehr gegeben. Eine gewisse Gemütlichkeit breitete sich aus, Ruhe, Zeit für den Hund – und sogar für sich selbst. In der Mitvierzigerin mit dem sonst so vollen Kalender beruflicher Termine wuchs, fast verschämt, die Hoffnung, sie könnte ein Teil dieses Lebenswandels in die Nach-Corona-Zeit hinüberretten.

Jetzt, vier Jahre später, ist davon die Erinnerung geblieben, an die Phase, die sie durchaus auch als sehr bereichernd empfunden hat.

Es ging in der erzwungenen, kollektiven Auszeit nicht ausschließlich darum, die eigene Lebenssituation in einer kaum so gekannten Radikalität zu erfahren, sondern auch etwas daraus zu machen. Das gilt eigentlich immer, aber die Mittel unterschieden sich. Wo sich weite Kreise der Bevölkerung angewöhnt haben, jeden freien Tag zu einer Reise zu nutzen, im Kalender schon weit in die Zukunft keine Lücke zu lassen, hatten plötzlich viele Menschen viel Zeit, gebunden an ihren Lebensort. Es gab eine Zeit lang keinen

Fluchtpunkt oder Notausgang. Nicht nach New York, nicht ins Kino, nicht einmal zu Freunden.

Die Angst machte die Phase zudem existenziell. Worauf kommt es an? Was zählt? Es ging – jedenfalls immer wieder in den Lockdown-Phasen um grundsätzliche Fragen. Viele haben eingeschlafene Kontakte wieder belebt, Verwandte, die in Vergessenheit geraten waren, in ihr Leben zurückgeholt, Freundinnen, Freunde, die aus dem Leben verschwunden waren, wieder angerufen.

Solche Gespräche wurden natürlich immer aus der Ferne geführt am Telefon oder – nach und nach häufiger – am Computer.

Einander sehen und doch ganz bei sich selbst bleiben, in den eigenen Räumen, auf dem eigenen Sofa und, wichtiger noch, in der ganz persönlichen Gedankenwelt. Diese Kommunikation ist geblieben. So sehr, dass manche Psychotherapeutinnen und -therapeuten bis heute die meisten ihrer Sitzungen vor dem Computer halten. Diese merkwürdige Mischung scheinen viele als hilfreich zu empfinden: einerseits die optische Nähe – keine noch so winzige Regung im Gesicht lässt sich auf dem Bildschirm verbergen – und andererseits die Individualität, weil sich alle in eigenen oder selbst gewählten Räumen aufhalten. Andere wiederum machten die Erfahrung, dass sie nach Corona weniger mit Zeit mit Bekannten verbrachten, weil sie sich danach stärker um die engsten Freunde kümmerten, anstatt einfach wie früher mit Menschen loszuziehen, die eigentlich nicht so wichtig waren im Leben. Corona schärfte hier so manche Sinne – für Beziehungen und Gewichtungen.

Menschen, die am liebsten zu Hause bleiben, konnten neue Lebensbereiche auf die eigene Couch holen; Konzerte, Tagungen, Sitzungen. Alles nur einen Klick weit weg. Selbst Gottesdienste. Viele Gemeinden haben während der Lockdowns begonnen, ihre Gottesdienste zu streamen und behalten das als zusätzliches Angebot bei. Eine Gemeinde aus Gesichtern auf Kacheln auf dem Bildschirm. Immerhin: Sie kann erweitert werden. Mitglieder einer Partnergemeinde in der Ferne, in Kigali, Hongkong oder Stockholm etwa können zugeschaltet sein. Die Welt ist so groß, wie Köpfe auf dem Bildschirm Platz haben.

Veronika Scherzinger war Gemeindeferentin einer katholischen Gemeinde in Süddeutschland. Sie wurde um Ostern 2020 herum unruhig: schon wochenlang hatte kein Gottesdienst mehr stattgefunden, schlimmer noch: Seelsorge-Angebote mussten stark reduziert werden. Dabei ist doch unser Auftrag, die Menschen in dieser Notsituation zu begleiten, dachte sie. Wann, wenn nicht jetzt? Also entschied sich die ländliche Gemeinde dazu, die technischen Möglichkeiten viel stärker als bisher zu nutzen.

Unsicher hätten sie beim ersten Mal am Altar gestanden, ein Priester und sie, und ins Mikrofon gesprochen, in die Kamera geschaut. Aber sie beteten, feierten Eucharistie und spendeten Segen. Nach und nach entwickelten sie dann auch andere Formen der Zuwendung: kleine Gruppen bekamen mit Texten, Liedern, einem Gebet eine Gottesdienst-Minimalausstattung und konnten so im Freien miteinander feiern.

Am Heiligen Abend machen die Bewohner des Ortes das immer noch: Beten und Singen vor dem Haus, bei Wind und Wetter. Das hat etwas von einem trotzigem Christentum, das sogar stärkt.

Aber es gab natürlich auch viele – vielleicht mehr – schmerzliche Erfahrungen. Ein Drama war es, wenn jemand im Krankenhaus behandelt werden musste. Wenn sie oder er an Corona litt ohnehin, aber auch bei jedem anderen Leiden. Die Besuche streng reglementiert. Die Momente am Krankenbett in einer Art Astronautenanzug. Totkranke starben ohne einen letzten Händedruck. Menschen in Heimen, die an Demenz litten, haben vielleicht nie verstanden, warum sie nicht mehr besucht wurden.

Wenn das Wort „herzzerreißend“ irgendwo angebracht ist, dann in diesen Fällen. Auch Beerdigungen waren schwierig. Wer darf dabei sein? Zugelassen war oft nur die engste Familie. Aber Freundinnen, Kollegen, die dem oder der Verstorbenen vielleicht näherstanden, durften nicht kommen. Schon das Trauergespräch war ein Balanceakt: zunächst durfte die Gemeindeferentin nur eine Person aus der Familie persönlich treffen. Von Umarmung keine Rede. Selbst, wenn dann das Notwendige geklärt war, verzögerte sich die eigentliche Beerdigung oft: Corona-Ausbruch in der Familie. Mindestens zwei Wochen warten, bis alle wieder gesund und mit einem negativen Test erscheinen konnten. Ein würdevoller Abschied war kaum möglich.

Aber selbst da gab es, wenn auch wenige, glücklich gefügte Momente: die Familie etwa, in der Kinder eines verstorbenen Vaters unter Schwierigkeiten von weit her angereist waren. Sie waren alles andere als eine verschworene Gemeinschaft, hatten, im Gegenteil, seit Jahren kaum noch Kontakt untereinander. Jetzt standen sie um den Sarg, nur unterstützt von der Referentin einer Kirche Und dennoch: wenigstens in dieser Stunde wurden sie wieder eine Familie. Dass sie nicht ausweichen konnten, das war für sie einen Moment lang eine seltsame Art von Glück.

Das allerdings versprechen Auszeiten oft: gesteigerte Wahrnehmung der Gegenwart, für das, was ist, hier und jetzt. Ereignisse oder Beziehungen erscheinen in neuem Licht, mit neuen Konturen. Bei einem erholsamen Urlaub geschieht das oft, oder einem Pilgerweg. Ganz nach dem Hape Kerkeling-Satz: Ich bin dann mal weg.

Bewusst gewählte Auszeiten gelten ja in Religionen und spirituellen Bewegungen als wichtige Phasen der Besinnung, der Vertiefung von Glauben und Selbsterkenntnis. In Lebensgeschichten von Heiligen gibt es diese Phasen, sie scheinen geradezu unabdingbar für eine Entwicklung, die sich über das Menschlich-Alltägliche erhebt.

Auch Jesus zog sich zurück – nicht allein und nicht in die Situation geworfen. Er war geleitet, begleitet. Das Matthäus-Evangelium erzählt davon, wie Jesus die Stille bewusst in der Wüste suchte. In einer radikalen Reduktion der Reize. Das schärfte seine Sinne, rief aber auch andere Mächte auf den Plan: heißt es:

*Als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Da trat der Versucher an ihn heran und sagte: Wenn du Gottes Sohn bist, so befehl, dass aus diesen Steinen Brot wird. Er aber antwortete: In der Schrift heißt es: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt.*

Widerstehen. Ein fast heroischer Akt. Eine gesuchte, erwünschte Grenzerfahrung. Natürlich ist der große Unterschied zu dem Leben und oft Leiden während der Corona-Phase, dass niemand die Herausforderungen gewünscht hat, auch nicht diejenigen, die der Gesellschaft die Zumutungen auferlegt haben. Auch das zu sagen, ist heute wichtig.

Aber: alle Menschen standen vor der großen Herausforderung, die Situation irgendwie anzunehmen, so wie sie eben war. Denn das Leben ging ja weiter, trotz aller Härten, Schmerzen, Leiden.

Spaziergänge im Freien, Sport, neue Bücher, Filme, eine Sprache, die im Kopf schon ein bisschen verstaubt ist, neu lernen – wer nicht vollkommen an den Rand seiner oder ihrer Kräfte getrieben war, versuchte, etwas aus der Zeit zu machen.

Bei der Autorin dieser Zeilen zum Beispiel kam die Hilfe jeden Abend während aller Lockdown-Zeiten pünktlich um 18.00 Uhr. Der Geiger Daniel Hope gab ein Wohnzimmerkonzert, das auf einer Konzert-Plattform von *arte* ausgestrahlt wurde.

Das hat mein Leben bereichert, Musik hat eine neue Bedeutung erlangt, Freundschaften sind aus Gesprächen darüber entstanden. Eine Erfahrung, die ich nicht missen möchte – und die ohne die erzwungene Auszeit nicht in mein Leben gekommen wäre. Heute gibt sie mir sogar die Zuversicht, dass ich eine Krise, zu der mich durch äußere Umstände zwingen, wieder meistern würde. Denn auch dabei dürfte kein Lebenstag vertan, verschenkt, ausschließlich in Klage getaucht werden.

Dass diese Erkenntnis bleibt, hatte ich nicht erwartet. Fest gerechnet hatte ich dagegen damit, dass die Menschheit ein wenig klüger werden würde. Heute muss ich leider sagen: in dieser Hinsicht bin ich nun wirklich klüger.

Wie sicher war ich, waren auch viele andere, dass auf die Natur mehr geachtet würde, dass die Menschen nicht mehr so viel fliegen, vielleicht sogar seltener mit dem Auto fahren würden. Während die Fluggesellschaften aber inzwischen mit freudigem Unterton davon sprechen, dass das Vor-Corona-Niveau fast erreicht sei, schauen alle, denen der Klimawandel Angst macht, besorgt an die Kondensstreifen am Himmel und verständnislos auf die Schlangen vor den Abflugschaltern. Was soll noch passieren, dass die Menschheit lernt die Gefahren ernst zu nehmen? Eine drängende Frage, die hier ohne Antwort bleiben muss.

Es ist das Wesen einer Auszeit, dass sie einmal beendet wird, dass derjenige der vielleicht gesagt hatte, ich bin dann mal weg, zurückkehrt und dann prüft, wie sie oder ihn die Erfahrung verwandelt hat. Jesus ist am Ende seiner Versuchungen sehr klar. Der Teufel verlangt von ihm, ihn anzubeten.

*Da sagte Jesus zu ihm: Weg mit dir, Satan! Denn in der Schrift steht: Den Herrn, deinen Gott, sollst du anbeten und ihm allein dienen. Darauf ließ der Teufel von ihm ab und siehe, es kamen Engel und dienten ihm.*

So einfach, wie es hier in der Bibel beschrieben wird, ist es natürlich nicht immer. Und vielleicht ist es auch allzu kühn, einen Bogen von der Wüste in Galiläa vor 2000 Jahren zu den Herausforderungen der Pandemie im 21. Jahrhundert zu schlagen. Dennoch kann man sagen, dass uns heute – als Individuen und als Gesellschaften – häufig der Mut fehlt, Dinge zu entscheiden, um so einen klaren Abschluss herbeiführen zu können – ohne dabei freilich genau zu wissen, ob dies dann auch die richtige Entscheidung war. Tutto andrà bene – alles wird gut, das war ein Motto der Corona-Zeit. Der Spruch war sicher mehr Ausdruck einer guten Hoffnung als Artikulation einer überzeugten Gewissheit.

Aber dieses Gefühl einer Hoffnungstrotzigkeit ist vielleicht eine Frucht dieser bitteren Coronazeit, die Menschen immer mal wieder ernten können. Mit Hoffnungstrotz allein lassen sich keine Polykrisen lösen, aber das Wissen darum, eine Krise und Ausnahme-situation wie Corona durchlebt und überstanden zu haben, könnte dann doch für Mut und vitale Kraft sorgen, sich den Stürmen unserer Zeit selbstbewusst entgegenzustellen.

\* \* \*

Zur Autorin:

Irene Dänzer-Vanotti ist freie Journalistin. Sie interessiert sich vor allem für Lebensgeschichten, für Themen aus den Gebieten Psychologie, Religion, soziale Fragen und Zeitgeschichte